

Schöne Literatur

Manon de Carmignac. Roman aus dem alten Europa. Von Traugott v. Stackelberg. (248 S.) Pfullingen 1952, Günther Neske. DM 9,80.

Der russisch-baltische Baron v. Lappe studiert vor 1914 in Berlin, wo er eine junge Französin, Nachfahrin der nach Berlin ausgewanderten Hugenotten kennenlernt. Die reine und tiefe Liebe dauert an, als der Krieg den jungen Baron nach Rußland, das Mädchen nach Paris verschlägt. Die geistige Einheit bleibt, auch wenn die wilden Schicksale beide in andere Bindungen hineinbringen. Während des zweiten Weltkrieges findet der Baron Manon in Paris, aber so ungeschwächt die Zusammengehörigkeit der Herzen ist, ein gemeinsames Leben ist nicht möglich. Der Fortgang des Krieges verschlingt sie beide. Die Tagebuchform ist so vollendet, daß man nicht weiß, ob wirkliche oder erdichtete Geschehnisse vorliegen. Die Reinheit der Sprache der inneren und äußeren Erlebnisse ist außerordentlich. Die Personen, selbst die dienenden Nebenfiguren, sind so sparsam, so dicht, so sicher gezeichnet, daß man das Buch zu den wertvollsten Veröffentlichungen der letzten Jahre zählen muß.

H. Becher S.J.

Und sagte kein einziges Wort. Roman von Heinrich Böll. (215 S.) Köln-Berlin 1953, Kiepenheuer u. Witsch. DM 10,80.

Das zertrümmerte Köln scheint der Schauplatz der Erzählung zu sein. Zwei treffliche, aber auch wieder schwache Menschen haben sich in der Ehe verbunden. Dem Mann vor allem fehlt es an einer wirklich kraftvollen Zielstrebigkeit, die sich einen Beruf schafft. Der Krieg macht ihn zum Soldaten, die Bomben vernichten das Heim. Sie sind arm geworden und finden mit ihren drei Kindern nur einen ärmlichen Verschlag. Das Elend und die Enge treiben den Mann zur Verzweiflung, daß er Frau und Kinder verläßt. Diese harren in der Umgebung von verhärteten Mitmenschen aus, die nicht in Wahrheit jenes Christentum üben, das sie mit den Lippen und dem gewohnten Sakramentene Empfang bekennen. Und doch lieben sich die beiden und treffen sich zuweilen. Nur zwei Tage dieses Lebens beschreibt Böll. Ihr Ergebnis ist, daß der Mann den inneren Wert seiner Frau und seine Zugehörigkeit erkennt und wieder „nach Hause“ geht. Böll schreibt ungemein wirklichkeitsnah. Der Aufbau seines Buches ist denkbar einfach. Abwechselnd erzählen Mann und Frau ihre Erlebnisse, Gedanken, Gespräche in der Ichform. Die ganze Umgebung wird nur in ihrer Augenblicksschau gegeben, von außen. Hier ist der eigentliche Mangel zu sehen. Die Liebe, mit der er den guten, ehrlichen Grund der beiden Personen erlotet, macht auch bei ihnen Halt. Alle übrigen werden fast nur nach

ihren äußeren Handlungen beurteilt. Ob nicht auch die vereinswütige Frau Franke und die anderen, deren Schwächen so sichtbar werden und die so selbstgerecht scheinen, im Grund ihres Wesens auch so arm-selig und in Wahrheit so gut sind, wie der Telefonist und seine Frau? Die Herzensgüte eines Dichters würde auch ihnen gerecht werden und uns sehen lehren, daß wir nicht im Elend verzagen dürfen, da, wie über dem geprüften Ehepaar, über uns allen Gott lebt und seine Ordnung. Wir müssen wie Böll wieder erkennen, daß unser eigentliches Unglück ist, die Welt des Glaubens außerachtzulassen oder hinten-zusetzen. Wir werden zwar das Kreuz nicht von unserm Weg entfernen können und werden immer wieder der Sünde und der Schuld begegnen und in ihren Bereich fallen, aber auch die Erlösung ist eine Tatsache, und zwar die bedeutungsvollste und mächtigste. Böll hat ein wahrhaft christliches Buch geschrieben, nicht zum wenigsten auch dadurch, daß er ein äußerliches Frommsein entlarvt.

H. Becher S.J.

Léon Morin, Priester. Roman von Béatrix Beck. (155 S.) Frankfurt 1952, Frankfurter Verlagsanstalt. Geb. DM 8,60.

Der Roman führt in eine Stadt Frankreichs während des Krieges, in die Wirren der Besatzungszeit, der Widerstandsbewegung und des Hungers. Glaubens- und Sittenlosigkeit werden ins Groteske gesteigert, aber auch die guten Kräfte aufgerufen. Eine amtlich arische Frau geht in einem dreisten Einfall in den Beichtstuhl eines Priesters. Diese Begegnung wird der Anlaß ihrer Bekehrung zu Gott, die sich dadurch vollendet, daß sie auch die rein menschliche Neigung und Leidenschaft zum Vermittler ihres Heiles überwindet. Der Priester, der in jedem Menschen das Kind Gottes sieht, bleibt trotz seiner Aufopferung und allen Entgegenkommens ungefährdet und sicher und ist so ein lauterer Werkzeug der sich herabneigenden Liebe Gottes, Mittler zwischen Himmel und Erde, Leuchtturm der Ordnung inmitten der chaotischen Verwirrung der Anschauungen und Gefühle. Eine Reihe von Kraßheiten und Nacktheiten der Aussagen verletzen, aber gehören wohl zu den Realitäten des Milieus; jedenfalls werden sie durch das Ganze der Darstellung zugedeckt.

H. Becher S.J.

Das Ufer der Syrten. Roman. Von Julien Gracq. (358 S.) Düsseldorf 1952, Karl Rauch. Gln. DM 16,80.

Einen Idylliker des Nihilismus hat kürzlich K. Bachler in der „Schweizer Rundschau“ (Dezember 1952, S. 490 ff.) Ernst Jünger genannt. Eben an Jüngers „Marmorklippen“ und „Heliopolis“ wird man erinnert, wenn man J. Gracqs Roman liest. Ein feines Gespinnst aus Fäden, deren jeder zwar für sich aus einer geschichtlichen Wirklichkeit